

Widersprüchliche Todeskonzepte im Beziehungsdialog: der Tod zwischen Verdrängung und Ambivalenz

Goldbrunner, Hans

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Goldbrunner, H. (2008). Widersprüchliche Todeskonzepte im Beziehungsdialog: der Tod zwischen Verdrängung und Ambivalenz. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 32(2/3), 9-21. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-325660>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Hans Goldbrunner

Widersprüchliche Todeskonzepte im Beziehungsdialog.

Der Tod zwischen Verdrängung und Ambivalenz

In der modernen Gesellschaft ist ein Wandel der Einstellungen zu Tod und Sterben zu beobachten, der sich als Übergang von der Verdrängung des Todes zur Ausbildung divergierender Todeskonzepte beschreiben lässt. Auf sozialer Ebene erweist sich diese Ambivalenz als verwirrendes Beziehungsregulativ, das jedoch auch eine positive Chance enthält, wenn es gelingt, die Widersprüche als Faktoren im Beziehungsdialog über den Tod zu nutzen. Ein dialektisches Verständnis des Umgangs mit dem Sterben kann diesen Prozess begünstigen.

Schlüsselbegriffe: Tod, Trauer, Dialektik, Kommunikation

›Nichts ist sicherer als der Tod‹ – Diese weder von Philosophen, Theologen, Medizinern und anderen Fachleuten bestrittene unerbittliche Tatsache hat nicht erst in der Gegenwart, sondern zu allen Zeiten und in allen Kulturen den Widerspruch der Lebenden provoziert und sie dazu inspiriert, dem Tod Terrain abzuräumen oder – wo dem Kampf gegen den Tod all zu enge Grenzen gesetzt waren – ihn wenigstens so zu gestalten, dass Todesängste in Grenzen gehalten werden. Jede Zeit und jede Kultur liefert eigene Lesarten von Tod und Sterben, die vor allem die Funktion einnehmen, den Gegensatz zwischen Leben und Tod zu überbrücken und zu Lebzeiten vom Gedanken an den Tod nicht völlig absorbiert zu werden.

Das Leben wird vom Standpunkt des Todes aus, von der jeweiligen Situation heraus immer wieder neu vermessen. Gesellschaften, die von Krieg, Hunger, Seuchen, hoher Kindersterblichkeit heimgesucht sind, interpretieren den Tod anders als moderne Wohlstandsgesellschaften, die sich diese Geißeln der Menschheit über relativ lange Zeiträume erfolgreich vom Halse gehalten haben und sich in der trügerischen Sicherheit wähnen, ihn als *quantité négligeable* betrachten zu können. Innerhalb ein

und derselben Gesellschaft wird das Sterben gezielt eingesetzt, um soziale oder religiöse Unterschiede zu dokumentieren: Reiche sterben anders als Arme, Herrscher anders als Sklaven, Gläubige anders als Atheisten, Christen anders als Buddhisten. Auch wenn der Tod letztlich unfassbare Rätsel aufgibt, werden zu allen Zeiten und in allen Kulturen Antworten gesucht, die wiederum ein Licht auf die jeweilige Kultur werfen und diese entscheidend prägen. Die Inszenierung spezifischer Sterbekulturen ist auch dann zu beobachten, wenn – wie in der jüngsten Vergangenheit – die Augen vor der unausweichlichen Realität verschlossen werden und so getan wird, als ob es den Tod nicht gäbe, oder etwas bescheidener ausgedrückt, als ob man das Sterben in absehbarer Zukunft beinahe endlos aufschieben könnte, wenn man nur ausreichend in Gesundheitsvorsorge, in medizinische Forschung und die Entwicklung neuer Therapien investiert.

Die These der Todesverdrängung hat die modernen Lesarten des Sterbens lange Zeit nachhaltig beeinflusst – und zwar nicht nur in Deutschland, das durch die beiden Weltkriege in besonderer Weise mit dem Thema verstrickt ist, sondern in der gesamten westlichen Zivilisation, in der aufklärerischer Fortschrittsglaube und durch Technikgläubigkeit begründete Wohlstandseuphorie keinen Platz für das Nachdenken über die unüberbrückbaren Ambivalenzen des Todes ließen. Es wurde die Illusion aufrechterhalten, dass der Tod nicht eine Bedingung der menschlichen Existenz, sondern eine in Prinzip heilbare Krankheit sei. Die Todesverdrängung erschien als Kehrseite des Triumphes des Lebens. Die moderne Medizin, der in diesem Umfeld eine privilegierte Stellung eingeräumt wurde, wurde vom Phantasma des Tötens des Todes genährt (vgl. Hetzel 2007, S. 169). »Gegen die Ursachen des Sterbens anzugehen, wird zum Sinn des Lebens« (Bauman, 1992, S. 211). Das Ausblenden des Sterbens hat dazu beigetragen, dass man die Augen vor den Risiken und Folgen des Sterbens bequem verschließen konnte.

In jüngerer Zeit werden jedoch unterschiedliche Gegenbewegungen konstatiert, die das Sterben nicht mehr als zu überwindenden Skandal betrachten, sondern in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Der Tod wird wieder salonfähig, es zeichnet sich sogar schon eine neue Todesfixierung ab. Bei näherer Betrachtung ist zu erkennen, dass die gegen-

wärtige Hinwendung zum Sterben nicht rein humanitärer oder akademischer Natur ist, sondern auch von handfesten praktischen Interessen gespeist wird. Medizinische Disziplinen und Hilfsdisziplinen, die der Konfrontation lange erfolgreich aus dem Wege gegangen sind, erkennen die Chance, in Gestalt der Schmerzbehandlung und Sterbebegleitung verlorenes Terrain zurückzuerobern. Philosophen und Theologen besinnen sich auf eigene Denktraditionen, die sich eingehend mit Tod und Sterben befaßt haben, und suchen diese auf die Gegenwartssituation bezogen wieder aufzunehmen und weiter zu entwickeln. Psychologie und Soziologie, Geschichtsforschung und Kulturanthropologie, moderne Künste und neue Medien strengen sich an, den Anschluss nicht zu verpassen und das unergründbare Phänomen mit ihren fachspezifischen Instrumenten zu bearbeiten. Immer neue Dienstleistungsagenturen suchen Sterbenden und Angehörigen ihren Service anzudienen und deren Bedürfnisse zu befriedigen, nicht immer ohne kommerzielle Hintergedanken.

Sterben wird durch diese Entwicklungen nicht einfacher, es wird nicht mehr wie früher allein von den Sterbenden und ihren engsten Angehörigen zu Hause bewältigt, assistiert vielleicht noch von Hausarzt und Pfarrer, sondern es wird zu einer komplizierten Angelegenheit (vgl. Gronemeyer, 2007), zu einer neuen Form von Krankheit, die nicht mehr im engen familiären Umfeld aufgefangen wird, sondern von einem Heer an Spezialisten umgeben wird – zumindest so weit und so lange sich die postmoderne Gesellschaft den neuen Sterbeluxus an Intensiv- und Palliativmedizin, Hospizen, Sterbetourismus, Bestattungsindustrie, Sterbe- und Trauerbegleitung noch leisten kann, die als Folge der Todesverdrängung und Todesängste oder als Gegenbewegung dazu ausgebildet worden sind.

Die Gegenwart hat in diesem Kontext sehr unterschiedliche, sogar widersprüchliche Lesarten von Sterben, Tod und Trauer entwickelt. Das sogenannte Gesundheitswesen, Politiker, Marketingstrategen, Medienagenten, Terroristen, Heerscharen von Künstlern, Philosophen und Theologen formulieren spezifische Todeskonstrukte und legitimieren ihr Handeln mit Hilfe von Todesmaximen. Todesvorstellungen sind zu allererst als kreative Antworten auf die ganz persönliche und konkrete Auseinandersetzung mit der jeweiligen Todeserfahrung zu verstehen, so

befremdlich und abstoßend sie aus anderen Positionen auch bewertet werden mögen. Auch wenn die auf dem persönlichen biografischen und subkulturellen Hintergrund entstandenen Todeskonstruktionen äußerst widersprüchlich ausfallen, werden sie von den jeweiligen Verfechtern nicht selten mit beinahe dogmatischen Absolutheitsansprüchen vertreten, etwa in der Euthanasiedebatte, bei der sowohl Befürworter wie Gegner die Menschenwürde (*dignitas*) für ihre Position in Anspruch nehmen und der gegnerischen Position eine menschenverachtende Haltung unterstellen. Zu diesem Zweck werden einzelne Grundwerte zur letzten Richtschnur erhoben, besonders das Recht des Sterbenden auf Selbstbestimmung, während die Einordnung in einen umfassenderen ethischen und rechtlichen Zusammenhang kaum geleistet wird. Gesetze und höchstrichterliche Instanzen werden als verbindliche Interpreten von Grundwerten bemüht, wo in der alltäglichen Realität ein hohes Maß an Verunsicherung herrscht.

Die Existenz unterschiedlichster Todeskonstruktionen und –destruktionen mag als Ausdruck einer liberalen, pluralistischen Gesellschaft interpretiert werden, die divergierende Lebensstile ausbildet und von ihren Mitgliedern ein hohes Ausmaß an Toleranz gegenüber Andersdenkenden einfordert. Divergierende Lesarten lassen sich auf wissenschaftlichen Kolloquien und auf fachlichen Marktplätzen nach sachlichen Gesichtspunkten ohne tieferes emotionales Engagement diskutieren.

Widersprüchliche Todeskonstrukte als verwirrende Beziehungsregulative

Das Nebeneinander der Positionen wird allerdings problematisch, wenn diese das persönliche Schicksal berühren und vor allem wenn man gezwungen ist, in der Hilflosigkeit der letzten Lebensphase das eigene Leben in die Hände von Personen und Institutionen zu geben, welche die eigene Haltung weder teilen noch Verständnis dafür aufbringen. Es wird leicht übersehen, dass kognitive Todeskonzepte zu bedeutsamen ›Beziehungsarrangements‹ werden, da sie vor allem im Prozess des Sterbens wirksam werden, wo sich Menschen in größtmöglicher Nähe und Abhängigkeit

gegenübertreten und das Lebensende eines Menschen gemeinsam gestalten sollen, obwohl ein als verbindlich anerkanntes gemeinsames Todesbild heute vielfach kaum mehr auszumachen ist. In diesen Fällen entstehen schwerwiegende intrapsychische und zwischenmenschliche Konflikte und vor allem ein grundlegendes Mißtrauen, die im Umgang mit Sterbenden und Trauernden verheerende Folgen haben. In der fachlichen Diskussion um Patientenverfügung und Betreuungsvollmacht findet dieser Konflikt ebenso einen augenscheinlichen Niederschlag wie in Überlegungen, welche Bestattungsformen akzeptiert oder verboten werden. Es wird noch darauf zurückzukommen sein, wie dieser Konflikt ausgelebt werden darf und in welchen Situationen er unterdrückt wird, um die friedliche Atmosphäre des Sterbens, des Friedhofes und der modernen Friedwälder nicht zu stören, aber vor allem auch, welche Konsequenzen sich ergeben, wenn die Konflikte nicht ausgetragen werden.

Todeskonstrukte haben in der alltäglichen Realität primär eine Orientierungs- und handlungsleitende Funktion, indem sie auf bestimmte Elemente des Sterbens einstimmen, auf Gefahren der Verarbeitung aufmerksam machen und implizit oder explizit Lösungen für Probleme anbieten oder auch unterbinden. Dabei bilden sich unterschiedliche Beziehungsmuster heraus, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Allgemein läßt sich von dramatisierenden und beruhigenden Versionen sprechen. Ein verbreitetes Grundschema besteht jedoch in einer Mischung aus den gegensätzlichen Zugängen. Es zeichnet sich dadurch aus, dass in einem ersten Schritt auf ernsthafte Risiken des Sterbens verwiesen wird, für die im einem zweiten Schritt Rezepte angeboten werden, etwa in der Gestalt, dass Sterbende und Überlebende bestimmte Verhaltenscodex einzuhalten haben und aufwändige Dienstleistungen in Anspruch nehmen, etwa die Tröstungen der Philosophie und Religion oder die Angebote der Palliativmedizin und Sterbebegleitung zu akzeptieren und sich den Anweisungen dieser Fachleute zu unterwerfen.

Tod als die schwerste menschliche Krise bedarf zur Bewältigung eines hohen Ausmaßes an sozialer Sicherheit, die angesichts der widersprüchlichen gesellschaftlichen Strömungen gegenwärtig in allgemeiner, als verläßlich akzeptierter Form nicht mehr gewährleistet ist. Die Sehnsucht

nach einem unzweideutigen Bezugsrahmen ist zwar nach wie vor vorhanden, ja vermutlich wesentlich stärker ausgeprägt als früher, dennoch gleichen die Ergebnisse dieser Anstrengungen eher einem Balancieren auf einem unsicheren Drahtseil als einem Handeln auf sicherem Boden. Vor allem die Einrahmung des Sterbens in eindeutig definierte religiöse Rituale bietet heute für viele Menschen keinen verlässlichen Bezugspunkt mehr, der sie im Sterben und in der Trauer umgibt. Auch die Medikalisierung des Sterbens, die Krankenhäuser zu den verbreitetsten Sterbeorten machte, wird zunehmend problematisiert.

Angesichts der aktuellen Verunsicherung sind Rückbesinnung auf traditionelle Sterbepraktiken oder eine Zuflucht zu Ritualen in anderen Kulturen als eine Art Reaktionsbildung verständlich, um sich von den aktuellen Zweifeln frei zu kämpfen und wieder festen Boden unter den Füßen zu bekommen. Bei genauerer Betrachtung wird jedoch auch hier deutlich, dass auch die Lesarten der Vergangenheit nicht so einheitlich waren, sondern sich in einem historischen Prozess entwickelt haben, wie etwa Philippe Ariès (1976) in seiner umfassenden Studie nachgewiesen hat. Ähnliches gilt auch für Sterben und Trauer in anderen Kulturen, von denen sich der existenziell verunsicherte postmoderne Mensch häufig ein ungebrochenes und sicheres Wissen über den Umgang mit dem Tod erhofft. Diese Erwartung wird jedoch ebenfalls enttäuscht, da die Sterbetraditionen anderer Gesellschaften häufig nur selektiv rezipiert und unkritisch in die moderne Gesellschaft übertragen werden, wobei die anders gearteten kulturellen Rahmenbedingungen, in denen sie entstanden sind, leicht übersehen werden.

Der Beziehungskontext in der Kommunikation über Tod und Sterben

Es soll hier versucht werden, frühere Überlegungen zum Beziehungskontext der Trauer (vgl. Goldbrunner, 1996, 2006) aufzugreifen und zu erweitern. Insbesondere die skizzierten theoretischen Diskussions- und Handlungsansätze über das Sterben erweisen sich bei näherer Betrachtung als heimliche Beziehungsregulative, die zu intrapsychischen und so-

zialen Verwerfungen beitragen. Die Widersprüche auf der rationalen Deutungsebene verschärfen sich im menschlichen Miteinander in erheblichem Umfang. Gleichzeitig ergeben sich jedoch neuartige Perspektiven zur Bewältigung dieses in der modernen Gesellschaft so schwer verkraftbaren Phänomens. Leider sind die Gefahren nicht mit einem chirurgischen Eingriff von den Chancen zu trennen.

Das Ausmaß der Dramatik wird augenfällig, wenn man sich die Folgen der Todesverdrängung verdeutlicht. Die Leugnung der metakommunikativen Funktion trägt zur Verschärfung von Beziehungen bei, wenn man berücksichtigt, dass Konstruktionen über Tod und Trauer aus kommunikativer Sicht (vgl. Watzlawick et al., 1969) mehrere Ebenen beinhalten. Sie implizieren nicht nur praktische Gebote und Verbote für den zwischenmenschlichen Umgang im Prozess des Sterbens, sondern scheinen vielfach gleichzeitig ein weitergehendes Verbot zu enthalten, über diese Botschaften zu kommunizieren (vgl. Bateson et al., 1969). Dieses Verbot ist jedoch schwer zu erfassen, da es sich um subtile Entwertungen und Verschleierungen handelt, mit denen Sterbende und Angehörige in der labilen Sterbephase konfrontiert werden. Sie werden besonders dann eingesetzt, wenn es deplaziert wirkt, über den existenziellen Umgang mit Tod und Sterben so zu denken, wie man es tatsächlich tut. Das ist etwa der Fall, wenn die Deutungshoheit über den Tod dazu eingesetzt wird, um machtpolitische, finanzielle oder auch religiöse Interessen durchzusetzen oder allgemein Einflußsphären zu sichern. Das Sterben wird zu einer Arena für soziale und gesellschaftliche Machtkämpfe, die jedoch nicht offen ausgetragen werden. Das Aufdecken des Beziehungskontextes bisher unbewusster Lesarten des Todes spielt eine enttarnende Rolle, die es erschwert, bisher verschleierte Konstrukte in Zukunft weiter einzusetzen und als Überlebensstrategien zu nutzen.

Mit dieser Auffassung soll nicht bestritten werden, dass die Auseinandersetzung mit Tod und Trauer primär eine höchst persönliche Angelegenheit darstellt, die »Jemeinigkeit« (vgl. Heidegger, 1927) kann nicht auf die Beziehungsebene reduziert werden, aber das persönliche Sterben findet in einem sozialen Kontext statt, wird von diesem gestützt oder beeinträchtigt. Das gilt auch dann, wenn die existenzielle Verarbeitung

von den Werten und Normen des sozialen Umfeldes wegführt, wenn in der Gesellschaft feil gebotene verflachte Lebensentwürfe, Gesundheits- und Jugendlichkeitswahn oder auch oberflächliche religiöse Denkmuster in ihrer Zweifelhaftigkeit vom Individuum entlarvt werden und wenn sich eine Lebensperspektive mit höherer Tiefenschärfe herauskristallisiert. Auch die Distanz und Entfremdung, die sich in der persönlichen Aneignung des Todes einstellen kann, enthält eine soziale Komponente, fordert eingeschliffene soziale Denkmuster und Verhaltensweisen heraus und überschattet den Wunsch nach einem versöhnlichen Lebensende. Selbst das vereinsamte, unverständliche Leiden des sterbenden Dementen geht an der Umgebung nicht spurlos vorüber, macht den Abschied besonders schmerzhaft, da vieles nicht mehr gesagt werden kann, was noch mitzuteilen wäre.

Der Tod als Herausforderung für soziale Beziehungen

Lassen sich die widersprüchlichen Lesarten von Tod und Sterben, die nicht nur in der modernen Gesellschaft als ganzer, sondern auch in ihren einzelnen Subsystemen, wie Familien, Freundeskreisen, Krankenhäusern, Pflegeheimen und Hospizen, aufeinanderprallen, mit dem Beziehungskontext in Einklang zu bringen? Sind die sozialen Systeme stabil genug, die Spannungen und Zerreißproben auszuhalten? Oder ist es sinnvoller, den sozialen Schmerz der Ambivalenzen mit einer sozialen, ästhetischen, spirituellen oder esoterischen Palliativbehandlung zu umhüllen und sich von dem Wunsch nach Harmonie und Versöhnung verleiten zu lassen, die Rolle von Konflikten zu ignorieren? Es erscheint vermessen, eine allgemeine Antwort auf diese Fragen zu geben, die einen für die Gegenwart tragfähigen Rahmen für den Umgang mit Tod und Sterben abgibt.

An anderer Stelle (vgl. Goldbrunner, 2006) habe ich ein Plädoyer für ein dialektisches Verständnis der Trauer abgegeben, das auch für die Beantwortung dieser Fragen eine Richtung weisen könnte. Dialektik als erkenntnisfindende Methode wurde vor allem aus den Dialogen zwischen Sokrates und seinen Schülern abgeleitet, die Platon benutzte, um seine philosophischen Ansichten zu entwickeln. Mit Hilfe der Dialektik wurde

sowohl dem Bedürfnis Rechnung getragen, gegensätzlichen Positionen Gehör zu verschaffen, vereinfacht als These und Antithese umschrieben, wie auch dem Wunsch, eine Annäherung oder gar eine Einigung anzustreben, auch wenn deren Erreichung (Synthese) vielfach schwierig erscheint.

Auf den Prozess des Trauerns übertragen lassen sich zahlreiche Gegensätze beobachten, etwa:

- zwischen emotionaler und kognitiver Verarbeitung,
- zwischen passivem Ausgeliefertsein und aktivem Gestalten,
- zwischen radikaler Ablösung und fortdauernder Bindung,
- zwischen privater/persönlicher Verarbeitung und sozialer Anteilnahme,
- zwischen unbeweglicher Statik und chaotisch anmutender Dynamik,
- zwischen Ohnmacht und Grandiosität,
- zwischen Kontrolle/Verdrängung und Ausleben der Gefühle
- und letztlich zwischen Leben und Tod.

Das wesentliche Element der Trauerarbeit besteht nach diesem Grundkonzept darin, die Widersprüche zunächst zur Kenntnis zu nehmen, die Spannung zwischen den Polen auszuhalten und sich nicht von einer Seite absorbieren zu lassen oder vor der Widersprüchlichkeit zu flüchten, sondern sie als Herausforderung zu nutzen, daran zu wachsen. Trauer als dialektischer Prozess ist jedoch nicht ausschließlich intrapsychisch zu verorten, sondern findet vorrangig in der interpersonalen Auseinandersetzung, im gleichberechtigten, partnerschaftlichen *Dialog* statt, der letztlich das Kernelement der Dialektik darstellt. Unterschiedliche Positionen werden dabei vielfach von verschiedenen Personen vertreten werden. Im kommunikativen Austausch werden sie erst sichtbar, ermöglichen einen kontroversen Diskurs, erzeugen aber auch emotionale Spannungen, die in einem positiven Beziehungskontext ausgehalten und im Idealfall ebenso zu einem tiefer gehenden Verständnis des Verlustes beitragen wie sie die Weiterentwicklung von Beziehungen vorantreiben.

Der positive Verlauf des dialogischen/dialektischen Austausches ist jedoch keineswegs garantiert. Es lassen sich unterschiedliche destruktive

Verlaufsgestalten beobachten, die bei rigiden Fixierungen pathologischen Charakter anzunehmen drohen. Beispielhaft seien zwei extreme Varianten benannt, die in anderem Zusammenhang von Lidz et al. (1969) als Spaltung und Strukturverschiebung bei Ehen von Schizophrenen beschrieben worden sind. Eine Spielart besteht in der Konzentration auf eine Ebene bzw. die Verarbeitungsform eines Mitgliedes des sozialen Systems, etwa auf den Sterbenden oder dessen Partner, während andere Elemente ausgeblendet werden und andere beteiligte Personen ihren spezifischen Zugang unterdrücken. Lidz et al. bezeichnen diese Form als »Strukturverschiebung« in der Ehe (*marital skew*). Dabei »wird das gestörte Weltbild des einen Partners vom anderen geduldet oder sogar geteilt« (S. 121). Die eingangs beschriebene Verdrängung des Todes wäre möglicherweise hier einzuordnen, wenn der Konfrontation mit dem Verlust ausgewichen wird, da sie für die dominierende Seite zu bedrohlich wirkt. Stagnation kann ebenfalls eintreten, wenn eine überstürzte Ablösung angestrebt wird, während die Existenz anhaltender Bindung geleugnet wird. Auch die moderne Delegation des Sterbens an spezielle Einrichtungen könnte darunter gefasst werden, wenn sie mit einem radikalen Rückzug der Angehörigen aus der Begleitung gekoppelt ist und dazu führt, dass der soziale Tod vor dem physischen eintritt.

Ein anderes Beziehungsmuster besteht in der komplementären Aufspaltung verschiedener Verarbeitungsformen, insbesondere wenn diese stark voneinander abgegrenzt werden und offener Austausch nicht geleistet wird. Lidz et al., die die »Spaltung« (*marital schism*) bei Ehepaaren beobachteten, sprechen von einer Verstrickung beider Partner in ihre eigenen Persönlichkeitsprobleme, weshalb »Versuche zu wechselseitiger Ergänzung und Rollenentsprechung [...] in dauerndem Misserfolg« (S. 113) enden. Die Vermeidung des Dialogs führt dabei nicht nur zur interpersonellen Entfremdung und zu Beziehungsabbrüchen, sondern auch zu den Risiken einsamer Verarbeitungsformen, da Korrekturen durch konträre Positionen unterbleiben.

Es geht hier jedoch nicht um eine umfassende Katalogisierung der dialektischen Gegensätze und Beziehungsmuster, sondern darum, die *Dynamik* der dialektischen Grundstruktur des Trauerns und der *Begegnung*

in der *Todeserfahrung* aufzuzeigen. Die verbale Auflistung von Gegensätzen in Gestalt dialektischer Thesen stellt dabei lediglich einen groben Annäherungsversuch dar, die Komplexität des Zusammenspiels anschaulich zu machen. Das soll anhand einiger Konstellationen näher eingekreist werden, die zugegebenermaßen eine subjektive Auswahl darstellen.

Offensichtlich ist heute der Widerspruch zwischen Verdrängung, und wo dies nicht total möglich ist, der Kontrolle sowie dem unaufschiebbaren Bedürfnis, den Schmerz nicht nur zuzulassen, sondern auch anderen mitzuteilen. Die Dynamik zwischen Verdrängung und Ausleben hat die theoretische Diskussion wie auch den praktischen Umgang mit der Todeserfahrung in den letzten Jahrzehnten ungemein belebt.

Das Kontrollbedürfnis wurde sicher von Angst vor der *Ohnmacht* genährt, mit welcher der Tod konfrontiert. Die unübersehbare Zerstörung und der Verfall physischer Schönheit etwa bei Verkehrstoten, bei kriegsrischer Auseinandersetzung und nach Selbstmordattentaten werden über die Nachrichtensendungen einem weltweiten Publikum zugänglich, während diese Erfahrung früher wenigen Augenzeugen vorbehalten war. Es ist verständlich, dass sich gegenüber der damit einhergehenden Ohnmachtserfahrung eine massive Abstumpfung einstellt. Subtile Beobachtungen von Personen im Sterbeprozess weisen jedoch darauf hin, dass im Gegenzug sich Gefühle von innerer Bereicherung und *Grandiosität* in der Begegnung mit dem Tod einstellen, die nicht nur die sichtbare Kapitulation überwindet, sondern bei Hinterbliebenen nicht selten das Gefühl weckt, zu einer bisher nicht gekannten Dimension des Lebens vorzustoßen. Das ehrenamtliche Engagement zahlreicher Menschen, die sich nach dem Tod von Angehörigen für die Sterbebegleitung einsetzen, ist auch ein Ausdruck der Erfahrung, durch die Begegnung mit dem Sterben eine innere Aufwertung erfahren zu haben und etwas von diesem Erleben anderen weiter zu geben.

Der Widerspruch zwischen *Ablösung* und Fortdauer der *Bindung* über den Tod hinaus berührt weltanschauliche Fragen, die nicht auf der rein physikalischen Ebene zu lösen sind. Im Gefolge der durch Naturwissenschaften und sichtbare Techniken geprägten Denkgewohnheiten wurde die Lesart des radikalen Abbruchs der Beziehung durch den Tod favo-

riert. Das hatte zur Folge, dass auch in der Trauerarbeit die völlige emotionale Ablösung angestrebt wurde (vgl. Klass, 2000). Zeichen anhaltender Bindung, die sich in vielfältigen Reaktionen auf Verluste beobachten lassen, sind jedoch nicht in allen Fällen Indizien für unabgeschlossene Trauer oder gar einer psychotischen oder parapsychologischen Fixierung, sondern ein Beweis für die psychischen Spuren, die sich durch den physischen Tod nicht auslöschen lassen. Die den Tod überdauernde innere Bindung ist allerdings nicht als buchstabengetreue Konservierung von Erinnerungen auf einer Art innerer Festplatte oder gar als einengendes Korsett zu verstehen, sondern als ein dynamisches Vermächtnis, das mit der weiteren Entwicklung der Überlebenden Schritt halten muss.

Mit diesen Beispielen wird gleichzeitig ein zentrales Problem der aktuellen Diskussion über Tod und Sterben sichtbar. Wenn die beobachtbaren Gegensätze nicht als unverbindliche akademische Kontroversen erlebt werden, sondern als handlungsleitende und beziehungsgestaltende Kräfte in Erscheinung treten, wird gleichzeitig deutlich, dass überzeugende Lösungen dieses Dilemmas nicht in Verschleierungs- und Verdrängungsversuchen bestehen können, sondern in einer *kommunikativen Offenheit*, die auf den ersten Schritt als bedrohliche Verunsicherung erlebt und daher nicht selten abgewehrt wird. Die Bereitschaft zum Dialog regt jedoch dazu an, festgefahrene Positionen auch aus anderen Perspektiven wahrzunehmen, infrage zu stellen und sich nicht nur für andere Lesarten des Todes zu öffnen, sondern auch für Menschen, die sich damit identifizieren. Selbst wenn der konkrete Tod den Dialog gewaltsam abbricht, besteht das Bedürfnis nach einer Fortsetzung des Dialoges über den Tod hinaus weiter. Nicht selten stellt sich dabei heraus, dass die drastische Besiegelung des äußeren Endes das innere Gespräch sogar intensiviert, wie man nicht nur an den Beispielen von Märtyrern, Selbstmordattentätern und Kriegstoten studieren kann, sondern vor allem an Religionsstiftern, deren Wirkung häufig erst nach ihrem Tod voll zum Zuge kam. Die moderne Debatte um den Tod krankt vielleicht daran, dass die dialogische Offenheit zu wünschen lässt, da sie etablierte soziale Strukturen in ihrer Existenz zu bedrohen scheint. Die Paradoxie besteht jedoch darin,

dass die Abschottung gegenüber der Dialektik des Todes selbst tödlich sein kann, obwohl sie von dem Bedürfnis nach Bewahrung des Lebens gespeist ist. Dagegen verspricht die Öffnung für den Dialog mit den Ambivalenzen des Todes und mit divergierenden Todeskonzepten Leben und weitere Entwicklung.

► Literatur

- Ariès, Philippe (1976). *Studien zur Geschichte des Todes im Abendland*. München: Carl Hanser Verlag.
- Bateson, Gregory, Jackson, Don D., Haley, Jay, Weakland, John H. (1969). Auf dem Weg zu einer Schizophrenie-Theorie. In Gregory Bateson et. al. (Hrsg.), *Schizophrenie und Familie* (S. 11-43). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt (1992). *Tod, Unsterblichkeit und andere Lebensstrategien*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Goldbrunner, Hans (1996). *Trauer und Beziehung. Systemische und gesellschaftliche Dimensionen der Verarbeitung von Verlusterlebnissen*. Mainz: Grünewald.
- Goldbrunner, Hans (2006). *Dialektik der Trauer. Ein Beitrag zur Standortbestimmung der Widersprüche bei Verlusterfahrungen*. Münster: LIT.
- Gronemeyer, Reimer (2007). *Sterben in Deutschland. Wie wir dem Tod wieder einen Platz in unserem Leben einräumen können*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Heidegger, Martin (1927). *Sein und Zeit*. Halle an der Saale: Niemeyer.
- Hetzel, Andreas (2007). Todesverdrängung? Stationen einer Deutungsgeschichte. In Petra Gehring, Marc Rölly & Maxine Saborowski (Hrsg.), *Ambivalenzen des Todes. Wirklichkeit des Sterbens und Todestheorien heute* (S. 158-170). Darmstadt: WBG.
- Klass, Dennis (2000). Ein Trauermodell aus dem englischen Sprachraum. In Wolfgang Holzschuh (Hrsg.), *Geschwistertrauer*. Regensburg: Friedrich Pustet.
- Lidz, Theodore, Cornelison, Alice Fleck, Stephen & Terry, Dorothy (1969). Spaltung und Strukturverschiebung in der Ehe. In Gregory Bateson et. al. (Hrsg.), *Schizophrenie und Familie* (S. 108-127). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Watzlawick, Paul, Beavin, Janet H. & Jackson, Don D. (1969). *Menschliche Kommunikation*. Stuttgart: Huber.